

Der Pantoffelheld.

An einem schönen Frühjahrsorgen kam ich nach langen Jahren wieder einmal nach P.

Hier hatte ich meine halbe Lebenszeit verbracht. An jeden Punkt der Stadt knüpfte sich eine andere Erinnerung.

Wie sich aber P. mittlerweile verändert hatte!

Gleich Schwämmen waren die Häuser aus dem Boden geschossen, neue, asphaltierte Straßen und Plätze waren entstanden und an einzelnen früher unkultivierten Stellen, die von der lieben Jugend mit Vorliebe für ihre lärmenden Spiele, wohl auch für andere Zwecke auserwählt worden waren, zeigten sich anmutige Gartenanlagen mit gut gepflegten Wegen und buntfarbigen Blumenbeeten.

Hie und da lud eine im Grünen versteckte Bank den müden Spaziergänger oder ein nach Alleinsein dürstendes Pärchen zum Niedersetzen ein.

Die löbliche Gemeinde hatte ja sogar an den Eingängen Tafeln mit allen möglichen guten Lehren und Verboten anzubringen für gut befunden, glücklicherweise in einer nicht allgemein verständlichen Sprache.

Als ich weiterschritt, fuhr an mir die elektrische Straßenbahn vorüber und wenige Augenblicke später pustete und tutete ein Automobil heran, das gerade noch rechtzeitig nach links abschwenkte, sonst wäre es mit einer eleganten Equipage in Kollision geraten. Eine Equipage in P.! Wem mochte die wohl gehören?

Dort standen sie noch, die altehrwürdigen Überreste einer längst vergangenen Zeit, an dem braunen Gemäuer hatte sich nichts geändert, sonst war fast alles moderner und schöner zu machen versucht worden.

Als ich die verwitterten und bemoosten Überbleibsel musterte, fiel mir — ich weiß nicht warum — plötzlich mein alter Jugendfreund Otto Schneider ein.

Was mochte wohl aus ihm geworden sein?

Das war damals ein flottes Haus, als ich ihn das letztmal sah.

Seither entschwand er mir gänzlich aus dem Gesichtsfelde. Ich wußte von ihm bloß, daß er ein zweitesmal geheiratet und in P. von seinen Renten — vermutlich recht angenehm — lebte.

Man zeigte mir sein Haus; eine hübsche Villa mit hohem Gitter, einer kleinen Festung ähnlich. Die hatte er also erheiratet oder hatte man sie ihm sonstwie angehängt.

Da erblickte ich eine verummte Gestalt am Fenster. Kein Zweifel, das war Schneider.

Wie konnte man sich nur so geschmacklos anziehen?

Er trug einen blauen Schal über die Schultern und um den Hals ein rotes Seidentuch.

Vielleicht war er krank oder gar geistesgestört! Ein gelinder Schauer überlief mich, als ich die Treppe hinaufeilte und an der Klingel zog.

Aus dem lustigen und flotten Menschen hatte sich diese traurige Pfündnergestalt entwickelt.

Nach einiger Zeit öffnete sich ein kleines Schiebfenster an der Tür und eine alte halbvertrocknete Dienstmagd frug mich nach meinem Begehr.

„Ist Herr Schneider zu sprechen?“

„Werde gleich die Gnädige fragen, ob der Herr heute empfängt“, kam es von der Halbvertrockneten aus dem Schiebfenster heraus.

Ich fing an, mich zu ärgern. Gehörte es sich, einen Besuch vor der Tür warten zu lassen und hatte denn die Gnädige zu entscheiden, ob Schneider empfangen oder nicht?

Wenige Augenblicke später öffnete sich abermals das kleine Fenster.

Diesmal war es mein Freund selbst, der mich nach meinen Wünschen frug.

Hinter ihm stand außer der alten Magd noch eine ältere Dame.

„Lieber Otto“, flötete ich durch die kleine Öffnung hinein, „kennst du mich denn nicht mehr, weil du mich so

fremd anstarrst, lasse mich doch wenigstens eintreten, oder verlangst du Selbdruf und Lofung von mir?"

Schneiders Züge heiterten sich etwas auf und er lächelte mir mit einer gewissen Reserve zu.

Dann hörte ich ihn mit der älteren Dame ein paar Worte wechseln. Endlich wurde mir aufgemacht. Diesmal war er allein, die beiden Alten hatten sich zurückgezogen.

„Lieber Freund“, sagte ich und hielt ihm beide Hände entgegen, „ich ließ mir's nicht nehmen, dich anlässlich meiner Durchreise durch P. aufzusuchen, es sind nun fast 17 Jahre, seitdem ich dich das letztemal gesehen.“

Er schüttelte schüchtern meine dargebotenen Hände und meinte sehr verlegen: „Schade, daß du gerade heute kommst, wo meine Frau nicht empfängt und ich eigentlich auch nicht empfangen . . .“

„Du empfängst eigentlich auch nicht, nun, bei einem so alten Freunde wirst du wohl eine Ausnahme machen müssen, um so mehr als ich nur ein paar Stunden in P. bleibe.“

Schneider sah ein, daß er mich nicht im Vorzimmer stehen lassen konnte und ließ mich in ein luxuriös eingerichtetes Empfangszimmer eintreten.

„Was hast du denn eigentlich, lieber Otto“, fing ich an, „bist du etwa krank? Wie kann man denn als Mann in einem derartigen Aufzug herumlaufen, du hieltest doch in früherer Zeit so viel auf dich.“

„Weißt du lieber Toni, ich bin nämlich etwas ver-
kühlt und da hat mir meine besorgte Frau ihren Schal
umgehängt, ich sagte dir ja doch, daß wir heute nicht
empfangen . . .“

Ich bemerkte sofort, welche Rolle mein schwacher
Freund in seinem eigenen Hause spielte und freute mich
über seine Befangenheit.

„Es war ursprünglich meine Absicht, statt im Hôtel
ein teures Zimmer zu nehmen, direkt bei dir abzustiegen,
doch getraute ich mich nicht, mit meinen beiden Cousinen
in ein mehr oder weniger fremdes Haus einzubringen.“

„Cousinen? Ja reißt du denn mit zwei Cousinen
herum?“

„Freilich, wundert dich denn das so sehr, sie sind
beide recht hübsch und gar nicht alt und wenn man nicht
verheiratet ist — sag' einmal lieber Otto, hält dich deine
Frau streng oder hast du vollkommene Freiheit?“

Schneider war, wie es mir schien, über meine un-
gezwungenen und lauten Reden keineswegs erbaut und blickte
verschiedenemal scheu zur Thür, als ob er befürchte, man
könnte das, was ich sprach, ins Nebenzimmer hinüber
hören.

„Nun ja“, erklärte mein Freund, „wir zwei, meine
Frau und ich, kommen prächtig zusammen aus und in der
Ehe muß eben einer dem anderen nachgeben. — Freiheit?
Was heißt du denn eigentlich Freiheit?“

„Ich meine zum Beispiel, ob du jetzt mit mir kommen könntest und den heutigen Tag in meiner Gesellschaft verbringen darfst, oder ob du hierzu die Erlaubnis nicht bekommst?“

„Du sprichst aber genau so, als ob ich der größte Pantoffelheld von ganz β . wäre.“

„Ich bitte um Ruhe!“ hörte man eine schrille Stimme aus dem Nebenzimmer und mein Freund fuhr wie ein Pfeil in die Höhe.

„Verzeihe, aber meine erste Schwiegermutter ist durch unsere überflüssig laute Konversation eben aufgewacht; sie pflegt vor und nach dem Mittagessen je ein Stündchen zu schlafen und ist sehr übel gelaunt, wenn man sie in ihrem harmlosen Vergnügen stört.“

„O pardon“, sagte ich mit gedämpfter Stimme, „deine erste Schwiegermutter, du hast doch nicht zwei Schwiegermütter im Hause?“

„Ja, ist dies gar so etwas Ungewöhnliches? Du weißt doch, meine gute Anna, meine erste Frau, ist vor neun Jahren so plötzlich dahingeshieden, die Ärmste“, und dabei wischte er sich eine Träne von der Wange.

„Und da hast du natürlich ihre Mutter zu dir genommen. Die zweite Schwiegermutter ist erst mit deiner zweiten Frau ins Haus gekommen, du gute Seele! Und die alte Dame, die ich früher die Ehre hatte, im Vorzimmer,

leider nur flüchtig zu sehen, war also die zweite Schwiegermama?"

„Ach nein, das war die Großmutter, die kommt nur immer zur Thür, wenn sie läuten hört, das ist so eine kleine Schwäche von ihr.“

Seine Neugierde wuchs von Minute zu Minute.

Die Großmutter! Ich unterließ es natürlich, zu fragen, wessen Großmutter, seine eigene konnte doch nicht mehr recht am Leben sein, vermutlich hatte er in seiner Herzensgüte eine Großmutter adoptiert.

„Du hast aber einen recht netten Harem von älteren Damen in deiner Villa angesammelt. Urgroßmutter hast du wohl keine im Hause?“

„Du bist noch immer der alte Wigbold! — Und wie ist es denn dir immer ergangen? Du reist viel herum — momentan mit deinen beiden hübschen Cousinen — ans Heiraten hast du noch nicht gedacht? — Aber lange darfst du auch nicht mehr warten“ und dabei deutete er auf meine Haare. Er hatte es nötig, ein so delikates Thema zu berühren, wo er schon vor 17 Jahren eine Schwindelanleihe von weiß Gott wo über die kahle Stirn heraufkämmte. Jetzt allerdings trug er eine Perücke und war der Ansicht, ich halte sein Haar für echt.

„Heiraten? Was dir nicht einfällt, damit mir am Ende auch so eine Kollektion ins Haus kommt, ich bin mehr für die Abwechslung — so wie du seinerzeit.“

„Lieber Freund, solche Sachen überleben sich, wenn man eine Frau wirklich gern hat . . .“

„Aber wer redet denn von einer Frau, es gibt doch auch noch Mädchen . . .“

Otto, dem dieses Thema nicht sonderlich behagte, redete nunmehr etwas vom Mittagessen. Er würde mich gern heute bei sich behalten, aber seine Frau sei keine Freundin von Überraschungen und leide seit einiger Zeit an Migräne.

„Wegen mir brauchst du keine Entschuldigungen auszukramen, ich bin nicht in der Absicht zu dir gekommen, um dir eine Einladung abzunötigen und wollte dich sogar bitten, mit mir im Hotel zu speisen, damit wir bis zu meiner Abfahrt um 2 Uhr nachmittags gemütlich zusammen plauschen können. Dieses Opfer kannst du mir wohl bringen.“

„Opfer wäre das keines, im Gegenteil, ich werde dir jedenfalls Gesellschaft leisten, das heißt, ich will nur vorerst ein paar Worte mit meiner Frau reden, weil ich nicht weiß, wie ihr Zustand eben jetzt ist.“

Er ließ mich allein zurück und gab mir Zeit, über das nachzudenken, was ich hier sah und hörte.

„Gottlob“, sagte ich mir, „daß ich nicht auf den Einfall kam, zu heiraten. So hätte ich's auch treffen können.“

Nachlässig durchblätterte ich ein Album und zündete mir eine Zigarre an. Lauter alte Damen und Herren. Wo mochte er nur seine Photographiensammlung aufbewahrt

haben? Das große Wandgemälde stellte vermutlich seine jetzige Frau als junges Mädchen dar.

„Na, wenn die als Frau nicht schöner geworden ist . . .“ sagte ich.

Da kam Schneider zurück.

Der Rauch genierte ihn scheinbar und er zwang sich zu husten.

„Entschuldige, ist dir der Zigarrenrauch lästig?“

„O nein, keineswegs, aber hier im Empfangszimmer pflege ich für gewöhnlich nicht zu rauchen, weil meine Frau . . .“

Ich legte die Zigarre beiseite.

„Also hast du die Erlaubnis bekommen, kannst du mich begleiten?“

„Natürlich, selbstverständlich — gehe nur einstweilen voraus — ich komme dann nach; nicht wahr, um 2 Uhr fährst du ab? Eventuell komme ich ins Hotel dich abholen.“

Er wollte mich offenbar aus seiner Wohnung draußen haben und dürfte erleichtert aufgeatmet haben, als sich die Haustür hinter mir schloß.

Das Schwierigste für mich war, nunmehr die beiden „hübschen Cousinen“ ausfindig zu machen, denn die Geschichte mit den zwei jungen Damen, mit denen ich angeblich zusammen reiste, hatte ich natürlich erfunden. Mir schien dies jedoch das sicherste Mittel, um den Pantoffelhelden aus seiner Feste herauszulockern.

Zufälligerweise fand ich die gesuchten Cousinen in Gestalt zweier Chanteusen des Variététheaters.

Es fiel mir nicht schwer, sie in mein Projekt einzuweihen und meiner Einladung zum Diner und zu einer Wagenfahrt wurde gern Folge geleistet.

Auch war es selbstverständlich keineswegs meine Absicht, um 2 Uhr nachmittags P. zu verlassen, nur durfte ich dies meinem Freund nicht eingestehen.

Als ich etwas vor 2 Uhr mit meinen hübschen Begleiterinnen zum Bahnhofe kam, sah ich Schneider schon in einiger Aufregung auf dem Perron auf und ab laufen und neugierig in alle Coupés hineinblicken.

Da bemerkte er mich und gab mir durch Zeichen zu verstehen, ich müsse schnell machen.

„Warum soll ich mich beeilen?“ rief ich ihm zu, „glaubst du denn, ich fahre wirklich schon heute nachmittag fort?“

„Was, du bleibst noch hier, ja warum hast du mich denn dann zum Bahnhof herausgelockt?“

„Warum ich dich herauslockte? Wie anders hätte ich dich aus deiner Wolfschlucht herausbekommen? Übrigens habe ich die offizielle Erlaubnis von deiner Frau Gemahlin erwirkt.“

Ich hatte unmittelbar, nachdem ich Schneider aus seiner Villa kommen sah, einen Dienstmann mit folgendem Brief an seine Frau gesandt:

„Hochgeehrte Gnädige!

Unvorhergesehene Umstände hindern mich daran, B. schon um 2 Uhr nachmittags zu verlassen — ich fahre erst etwas später fort — (wann, unterließ ich anzugeben). Gestatten mir Gnädige, mit meinem alten Jugendfreunde, den ich 17 Jahre nicht mehr gesehen, vor meiner Reise nach Kalifornien noch einige Augenblicke verbringen zu dürfen“ uff.

Die Antwort, die mir Frau Schneider durch den Dienstmann übermittelt und die ich meinem erstaunten Freunde vorwies, lautete:

„Sehr geehrter Herr!

Es ist ganz selbstverständlich, daß mein lieber Otto Ihnen bis zu Ihrer Abreise Gesellschaft leisten muß und ich hin wegen seines Ausbleibens keineswegs in Sorge.

Leider ist mein guter Mann etwas verkühlt, was ich zu berücksichtigen bitte“ . . . uff.

„Nun — was sagst du dazu, zweifelst du etwa an der Echtheit des Schreibens? Apropos, ich habe dich ja noch gar nicht mit meinen Damen bekanntgemacht.

Herr Otto Schneider, ein alter Jugendfreund und alter Freund der Jugend — meine Cousinen Charlotte und Hermine.“

Die Bekanntschaft war angeknüpft und als fünf Minuten später der Zug abdampfte, hatte Schneider schon

Fräulein Hermine unter dem Arm und steuerte dem Ausgang zu.

Mein Freund fand sich sofort in seiner Rolle als Beschützer der Jugend zurecht, hatte zwar noch einige Bedenken wegen seiner Frau und des eventuellen Zuspätkommens, ferner wegen seines leidenden Zustandes, saß aber doch schon weitere fünf Minuten später mit mir und den beiden hübschen Cousinen in einem Wagen, in welchem so wenig Platz war, daß man nicht wußte, wo der eine aufhörte und die andere anfang.

Jetzt ging's im flotten Tempo nach L., einem nahen Vergnügungsorte.

Das war eine Fahrt!

Schneider hatte seinen Chering heruntergestreift und sah in seinem neuen Frühjahrsanzuge recht jugendlich aus.

Kein Mensch hätte ihn wieder erkannt, doch er hatte die offizielle Erlaubnis erhalten.

In L. ging's erst recht flott zu.

Mein Freund, dem Fräulein Hermine sehr gut gefiel, der aber nebenbei auch Charlotte nicht aus dem Auge verlor, war voll gewinnender Liebenswürdigkeit, ließ Sekt kommen, bestellte alle möglichen Speisen und trank selbst, um den anderen Mut zu machen, am meisten.

Wenn ich ihn jetzt betrachtete und mir ihn in seinem kläglichen Aufzug von heute morgens vorstellte!

Nach der Saufe wurde getanzt.

Otto machte seinem Namen Ehre, er hüpfte tatsächlich wie ein Schneider herum. Seine Frackschöße kamen nicht zur Ruhe.

Dann wurden lustige Gesellschaftsspiele arrangiert.

Schneider konnte nicht genug Pfänder auslösen und seine Lippen waren gleich seiner Nase stark gerötet.

Schließlich verfiel man auf eine Art von Gesang, bei welchem mein Freund mit heiserer Stimme mitkrächzte, daß es eine Freude war.

Endlich mußten wir aber doch an die Heimfahrt denken. Die ganze Gesellschaft war total betrunken, der Rutscher nicht ausgenommen und alle auf dem Du-Standpunkt.

Es wurde noch für nötig gefunden, verschiedene Restaurants, Vergnügungslokale und Kaffeehäuser aufzusuchen.

An nähere Details dieser wüsten Nacht entsinne ich mich nicht mehr, ich weiß nur, daß wir überall, wohin wir kamen, Aufsehen erregten.

So war es nach und nach 5 Uhr geworden. Jetzt hätte ich mit dem Frühzuge abreisen sollen, doch kein Mensch dachte mehr an eine Abreise, ich am wenigsten.

Schneider mußte heimgebracht werden, um nicht in die Hände der städtischen Sicherheitswache zu geraten.

Wir fuhren gemeinsam bei seiner Villa vor. Nun hieß es, Abschied nehmen. Otto schied mit Tränen in den Augen und umarmte bald mich und meine Cousinen, dann

wieder den Rutscher und die Gänse; es war ein ergreifender Augenblick.

Einigermaßen ernüchternd wirkte allerdings das Erscheinen seiner besseren Ehehälfte samt Schwiegermutter und Großmama, die meinen Freund seit 6 Uhr abends erwartet hatten und die es sich nicht nehmen ließen, bei dieser Abschiedsszene anwesend zu sein.

Mit Familie Schneider kam ich dann nicht mehr in Berührung, obwohl ich noch längere Zeit in P. verblieb. Aber man hatte mich nicht eingeladen und unaufgefordert wollte ich keinen Besuch machen . . .
